

Burkhard RÜth, Jahrgang 1965, ist als Unternehmensberater und betriebswirtschaftlicher Fachautor tätig und kennt deshalb das Umfeld, in dem seine Südtirol Krimis spielen, aus eigener Erfahrung. Er lebt bei Bonn, seine Wahlheimat ist jedoch Südtirol, sodass die meisten Schauplätze absolut realitätsnah dargestellt werden.

BURKHARD RÜTH

Goldrausch in Bozen

KRIMINALROMAN

Der dritte Fall des
Commissario Vincenzo Bellini

Dieses Buch ist ein Roman. Handlungen und Personen sind frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

emons:

*Jesus sah um sich und sprach zu seinen Jüngern:
Wie schwer werden die Reichen in das Reich Gottes kommen!
Die Jünger aber entsetzten sich über seine Rede.
Aber Jesus antwortete wiederum und sprach zu ihnen:
Liebe Kinder, wie schwer ist's, daß diejenigen, die ihr Vertrauen
auf Reichtum setzen, ins Reich Gottes kommen!
Und weiter sage ich euch:
Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe,
denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme.*

Das Evangelium nach Markus 10, 23-25

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Hermann-Josef Emons Verlag

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: © mauritius images/Rainer Mirau

Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2013

ISBN 978-3-95451-187-7

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Vorwort des Südtirolers Michael Wachtler

Die schönsten Kriminalromane sind jene, die das Leben schreibt. Nicht das Fiktive soll ausschlaggebend sein, sondern das Mögliche. Und genau damit ist Burkhard Rüth ein Meisterwerk gelungen. Schätze haben die Menschen immer schon fasziniert, ihr Auffinden war Quelle von Tod und Leidenschaft. Jeder möchte an ihrem Entdecken, dem Ruhm, dem Klingeln des Geldes teilhaben. Mit realistischer Geradlinigkeit zeichnet der Autor ein Bild des Lebens in den Bergen, welche schon immer reicher an Unerwartetem waren als die endlosen Weiten rundherum.

Dem Leser offenbaren sich so Geschichten, welche die Wirklichkeit jederzeit hätte schreiben können. Sie animieren zum Losgehen, um das geheimnisvolle Leben am Abgrund selbst zu erleben. Nicht der Gier der Menschen wegen, sondern wegen der grandiosen Natur, welche noch so viel Unerwartetes wie ein offenes Füllhorn darbietet.

Als Jüngling schon brach auch ich auf, um mich an den Schönheiten der rätselhaften Natur zu erfreuen. Ich entdeckte großartige Kristalle, neue Saurierarten und Pflanzen, dazu Gold und Schatzhöhlen. Niemals trieb mich der Zwang des Geldes dazu, immer war es die unendliche Vielfalt der Natur und eine Lebensphilosophie, mein Erdendasein sinnvoll wahrzunehmen. Genauso entdeckte ich die Abgründe menschlichen Verlangens und der Vernichtung. Aber auch Lawinen und Steinschlag sind Teil eines ewigen Ringens.

Subtil zeichnet Burkhard Rüth die einzelnen Charaktere, ihre Leidenschaften und Maßlosigkeiten, ohne je zu werten oder zu bewerten. Bis wir uns am Ende eingestehen müssen: Wenn dieser Fall des Commissario Vincenzo Bellini nicht schon geschah, dann könnte er sich jederzeit ereignen.

Michael Wachtler

Prolog

Der größte Goldfund der Alpen, eine unglaubliche, aber wahre Geschichte

Brusson, italienische Seite des Monte Rosa, Oktober 2003

Gemeinsam wendeten und drehten wir ein dünnes Büchlein eines unbekanntem schweizerischen Mineralogen: »Die Goldpyritgänge von Brusson in Piemont« von Thomas Reinhold. Gedruckt wurde es in Basel im Jahr 1916. Vieles war für uns uninteressant. Von eingesprengetem Gold in Millimetergröße stand geschrieben, drei bis zehn Gramm pro Tonne, dazu wissenschaftliche Erklärungen. Das mochte für industriellen Abbau interessant sein, nicht aber für uns. Doch dann fielen unsere Augen auf einige Buchseiten und nahmen unseren Geist und unsere Gedanken gefangen. »Fenillaz-Speranza« stand dort geschrieben.

Und weiter hieß es: »Das Gold findet sich fast ausschließlich als Freigold. Auf den ersten Blick scheinen sich die Goldfundstellen im ganzen Gang unregelmäßig fleckenartig zu verbreiten.« Das fleckenartig auftretende Freigold machte uns nachdenklich. Und mehr noch: »Es lassen sich aber doch in gewissen Gangpartien an Freigold reichere Stellen herausfinden.« Dann wurde weiter erklärt, als hätten wir den Wegweiser einer Schatzkarte vor uns. Nur war er von einem Wissenschaftler geschrieben worden, und schon deshalb mussten er und die Schatzkarte, so waren wir überzeugt, glaubwürdig sein.

»Die hier beschriebenen Goldanreicherungen können sehr beträchtlich sein und in seltenen Fällen eine lokale Ausdehnung von mehreren Kubikmetern besitzen. So fand man ungefähr in der Mitte der Grube, am oberen Stoß der Galerie Nummer 4, 185–187 Meter vom Mundloch entfernt, am 29. Mai 1908 in 462 kg Gangmasse 40 kg Gold. Ein benachbartes Erznest von 244 kg Gangmasse enthielt 28 kg Gold. Noch im Februar 1909 fand man im Liegenden zwischen Stollen 4 und 5 eine goldreiche Zone von 58 kg Quarz mit 3 kg Freigold.«

Vierzig und achtundzwanzig Kilogramm reines Gold waren an einer einzigen Stelle gefunden worden! Genauer hätte man den Schatz nicht einzeichnen können. Einhundertfünfundachtzig bis einhundertsevenundachtzig Meter vom Eingang entfernt. Und als ob das noch nicht ausreichte, hatte der penible schweizerische Autor in der Karte jeden einzelnen der größeren Goldfunde der Vergangenheit eingezeichnet und sein mineralogisches Wissen eingebracht: »... dass die reichsten Goldvorkommen vorwiegend dort gefunden wurden, wo der Gang die Glimmerschiefer in der Nähe des Kalkes durchsetzt.«

Das Gold fand sich also dort, wo die Quarzdrusen sich mit dem Kalk verzahnen, nicht dort, wo die reinen Kalke die Adern durchsetzen. Wir brauchten nur zu beobachten.

»Die totale Ausbeute von Erz in den Jahren 1904–1909 beläuft sich auf ... 716,953 kg Gold.«

Allein schon die Schatzkarte an sich hätte ausgereicht, um unsere Neugierde zu wecken, doch zudem besaßen wir etwas, was vor hundert Jahren noch unbekannt war. Leistungsfähige Metall-detektoren, die punktgenau Gold anzeigen konnten. Diese neuen technischen Geräte waren unbestechlich. Sie verrieten das Gold, auch wenn man es nicht sah und es tief in der Quarzader steckte.

»Gold findest du dort, wo du es suchst«, meinte Georg Kandutsch, der Mineraloge. Eine alte Weisheit. Man muss von Anfang an wissen, wonach man sucht und wie man es zu suchen hat. Im Oktober 2003 brachen wir also auf und staunten, dass nicht andere vor uns die Schatzkarte zu deuten gewusst hatten. Wie ängstliche Erforscher eines Landes mit unbekanntem drohenden Gefahren öffneten wir die verrosteten Tore der Fenillaz-Mine.

Im Jahr 1898 wurde in Genf die schweizerische Gesellschaft »Société des Mines d'Or de l'Evançon« gegründet. Diese versprach unter anderem gutgläubigen Aktionären, dass sich am östlich von Brusson gelegenen Berge Ciamousira, in der Nähe des Weilers La Croix, haufenweise Gold befände. Doch bisher hatte noch niemand hier Stollen angeschlagen, das Gebiet war jungfräulicher als viele der Berge, in denen man schon zu Zeiten der alten Römer und Kelten nach Gold gegraben hatte. Ein großes Wagnis. So waren denn auch die Schweizer sehr schnell am Ende gewesen.

Doch die englische »The Evançon Gold Mining Company Ltd« hatte mittlerweile das Vertrauen anderer Anleger geweckt, die 1902 die Arbeiten der früheren Gesellschaft fortsetzten. »Speranza«, übersetzt: die Hoffnung, so nannten sie einen neuen, vom Fenillaz-Gang in der Mitte des Berges abzweigenden Stollenteil. Der weltweite Goldpreis war in jenen Jahren in den Keller gefallen. 1910 schloss man die Minen, »nachdem der reiche Fenillaz-Gang zu ungefähr zwei Dritteln abgebaut worden war.«

Aber was bedeutete »zu zwei Dritteln«? Wenn es sich tatsächlich so verhielt, musste noch viel Gold in den Quarzgängen stecken. Ich rechnete: Es mussten mehr als vierhundert Kilogramm Gold sein. Mit diesen Gedanken und vielen anderen Träumen und Hirngespinnsten tasteten wir uns durch die Gänge. Wir schritten Meter für Meter ab, dann standen wir an dem Punkt, wo einst, im fernen Jahr 1908, ungläubliche achtundsechzig Kilogramm reines Gold gefunden worden waren. Wir stellten uns die Menge vor, den Jubel der Bergarbeiter, die trotz des Fundes keinen Cent mehr Lohn bekamen. Und denen es schlussendlich auch egal war, wie dieses Gold hierhergekommen oder wie es entstanden war.

Die Erdkruste enthält pro Tonne Gestein durchschnittlich einige Milligramm Gold, doch hier gab es eine zehnmillionenfache Anreicherung. Mario und Lino Pallaoro, die beiden Zwillinge, suchten mit dem Detektor Meter um Meter ab.

»Mehr als vierhundert Kilo reines Gold müssen hier auf engstem Raum verborgen liegen.« Damit dürfte es sich nicht um die sprichwörtliche Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen handeln. Hier standen die Chancen auf Gold so gut wie nirgendwo sonst in den Alpen. Dann summte das Gerät zum ersten Mal. Überraschend wies es auf das Geröll der Halde, neben der wir gerade standen. Wie konnte das möglich sein? Bergarbeiter mussten diesen Stollenteil einst heruntergesprengt, aber nicht ausgeräumt haben. Wie im Fieber warfen wir das Steinwerk die im Berginnern steil abfallende Halde hinunter. Die matt leuchtenden Stirnlampen waren wie Sterne im Dunkel. Es war zu wenig Licht, um sehen zu können, doch der Detektor wies unbeirrbar zum Gold.

Ich hielt ein erstes schweres, schon von der Natur auskristallisiertes Goldstück, das zur Gänze mit Bergkristallen verwachsen

war, in der Hand. Wir starrten es an wie ein Weltwunder, auch wenn wir in der Fastdunkelheit die wahre Pracht nicht einmal erahnen konnten. Die Schatzkarte des Dr. Reinhold hatte also nicht gelogen. Selbst der stets schweigsame Federico Morelli begann, Gefühle zu zeigen, und wurde gesprächiger.

»Im Leben ist alles relativ«, presste Federico zugeknöpft hervor, und er hatte recht. Wäre Gold so häufig wie Kieselstein, würden wir es liegen lassen. Aber dem ist natürlich nicht so, und die Speranza übertraf all unsere Hoffnungen. Überall um uns herum lag plötzlich Gold, das wir nicht einmal mühsam aus dem Felsen herausarbeiten mussten. Stück über Stück türmten wir es auf. Kilos von wunderbar geformten Bergkristallen, die wir sonst selbst in kleiner Größe von den Gipfeln der Alpen herunterschleppten, warfen wir die Halde hinunter. Hier waren sie wertlos. Hier war Besseres, Größeres zu finden.

Fünfhundert Bergleute hatten hier für die englische Gesellschaft einst sieben Zugangstollen gebohrt. »Livelli«, so nannten sie diese. Dazwischen hatten sie die Felsen ausgehöhlt und die bis zu zwei Meter dicke Quarzader abgebaut. Noch heute ziehen sich die Gänge zweitausendfünfhundert Meter in das Innere des Berges. Während des Faschismus und der damit ausgelösten Wirtschaftssanktionen flackerte der Bergbaubetrieb durch das Unternehmen Giuseppe Rivetti kurz wieder auf, bevor er bald wieder zum Stillstand kam.

Die Zwillinge Pallaoro trieben uns unermüdlich weiter. Die Batterien unserer Lampen neigten sich dem Ende zu, doch wir hatten Gold gefunden. Viel Gold sogar. Als wir an diesem Tag die Stollen verließen, herrschte draußen bereits Dunkelheit. Die Menschen der Val d'Ayas sind freundliche und herzliche Leute. Man berichtete uns von einem Herren Squindo, der in der Speranza auf dem »livello 4« fünfzehn Kilogramm reines Gold gefunden hätte. Doch nirgendwo liegen Lüge und Wahrheit so eng beieinander wie beim Gold.

Am nächsten Tag waren wir zurück im Bergwerk. Schon als wir hineinkrochen, waren wir vollkommen verdreckt, aber das berührte uns kaum. Draußen war es heiß, drinnen feuchtkühl. Ich konnte mich noch immer nicht in den Gängen orientieren.

Überall sahen wir Spuren. Wir waren ganz sicher nicht die Einzigen in den letzten Jahrzehnten gewesen, die hier an den großen Fund geglaubt hatten. Doch wer hatte hier was gefunden? Meistens halten die Glücklichen so lange ihr Wissen geheim, bis das Glück ein Ende hat. Der Zahn der Zeit ließ langsam die dicken Holzstämme verrotten, die noch den Berg abstützten. Mit wie viel menschlichem Schweiß waren sie hier festgekeilt worden! Aber es war nur mehr eine Frage der Zeit, wann die Galerien einstürzen würden.

Wir arbeiteten von Neuem weiter. Noch immer kam Gold zum Vorschein. Der Fels war wie ein nie enden wollendes Füllhorn. Immer wieder schnitten sich Bergkristalle und Quarze in unsere Knie, doch auch das Blut der zerschundenen Hände beachteten wir nicht. Erst langsam machte uns das Dunkel der Stollen unsicher, und wir ermatteten. Die Stimmen der anderen, so nahe sie auch waren, erreichten mich nur noch dumpf.

»Was ist, wenn der Berg plötzlich zusammenbricht?« Schon der Gedanke machte Angst. Niemand würde uns finden. Irgendwo tropfte Wasser herunter. Nicht viel. Zum Glück. Die Stollen waren viel trockener als andere dieser Gegend. Wie mochte es wohl den früheren Bergarbeitern hier drinnen ergangen sein? Täglich der Gestank von Schweiß, Krankheit und Exkrementen! Jahrelanges Kriechen in den engen Stollen und Gängen, die teilweise nicht einmal einen halben Meter hoch waren. Ein Leben ohne Licht. Uns verriet immerhin der Detektor das Gold. Der Mineraloge Reinhold hatte doch recht behalten. Wir sahen vor uns, was er beschrieben hatte. Im Quarz an den Randzonen zum Schiefer und den Kalken glänzte es hervor.

»Haben dieses Gold und diese Mineralien vielleicht ein Langzeitgedächtnis vom Beginn ihrer Entstehung bis zum Heute?« Der Gedanke war mir plötzlich in den Sinn gekommen. Der Mineraloge Georg Kandutsch erklärte, wie vor dreißig Millionen Jahren Afrika gegen Europa gestoßen war und große Gesteinsschollen in Dutzende Kilometer Tiefe gepresst hatte. Dabei handelte es sich um alten Meeresboden eines Urmeeres, um vulkanische Gesteine sowie frühere Ablagerungen von Sanden, Korallen und Meerestieren. Und überall darin gebunden große Mengen an Wasser, die

aufgeheizt wurden, ihrerseits aus den magmatischen Gesteinen das vorhandene Gold herauslösten und es an bestimmten Stellen anreicherten. So lebendig können Geologie und Geschichte der Erde sein.

Die beiden unzertrennlichen Zwillinge Pallaoro gerieten sich wie so oft in die Haare. Nicht wegen des Goldes. Sie brüllten sich an und bewarfen sich gegenseitig mit Steinen. Im nächsten Augenblick war wieder Ruhe, als wäre nichts geschehen.

»Schau, es ist so, als wenn du dir mit dem Hammer auf den Finger schlägst. Dann ärgerst du dich, musst dich aber wieder mit dir selbst anfreunden.«

Allmählich lernte ich das eine Ich in zwei Personen verstehen. Nie waren mir Zwillinge begegnet, die sich so unfassbar ähnlich waren. Die bunte Truppe mit ihren unterschiedlichen Charakteren war längst zusammengewachsen.

Ein schweres Stück Quarz kam zum Vorschein. Wir schätzten, dass es sicher ein halbes Kilogramm reines Gold enthalten musste, und es blieb nicht das einzige. Wir hatten das Gold der Alpen gefunden, schätzten das Gesamtgewicht auf fünf bis sechs Kilogramm. Die Schatzkarte hatte unsere Erwartungen mehr als übertroffen.

»Gold findest du dort, wo du es suchst!«

»Gold is there where you look for it!«

»L'oro si trova dove lo cerchi!«

Michael Wachtler, Innichen, Südtirol

Zillertaler Alpen, an der Grenze zu Österreich, Samstag, 2. Juli

Der Österreicher Georg Kandutsch betrachtete das Türscharnier in seinen Händen.

»Zufällig liegt das hier jedenfalls nicht rum«, stellte Michael Wachtler fest, der das verrostete Ding als Erster in der Geröllhalde entdeckt hatte.

Die beiden Mineralogen waren zusammen mit Sara Gasser, der umtriebigen, aber zugleich introvertierten Archäologin, und Alexander Thaler unterwegs. Der schweigsame alte Mann war bis vor einigen Jahren einer der besten Bergführer Südtirols gewesen. Heute ging er nur noch allein oder mit den wenigen Freunden ins Gebirge, die ihm die Treue gehalten hatten, nachdem er sich in seine einsame Berghütte zurückgezogen hatte. Ein schwerer Schicksalsschlag hatte ihm schon vor langer Zeit seine Lebensfreude genommen, doch niemals hatte er mit jemandem darüber gesprochen. War er schon vorher eher verschlossen gewesen, hatte sich diese Eigenschaft in der Folgezeit so sehr verstärkt, dass ihn die meisten Menschen mieden. Heuer hatte ihn als einer der wenigen verbliebenen Kontakte Michael angesprochen und gefragt, ob er Lust habe, an einer kleinen Expedition teilzunehmen. Den Naturkundler zog es wieder in die Berge. Er besaß zwar ein bekanntes Museum in Innichen, das DoloMythos, und darüber hinaus diverse Ferienwohnungen und Geschäfte, um die er sich kümmern musste, aber die Berge waren seine Welt. Dort war er zu Hause. Diese Eigenschaft verband die vier Menschen, die ansonsten unterschiedlicher kaum sein konnten. Michael Wachtler und Dr. Georg Kandutsch pflegten allerdings trotz ihrer Unterschiede eine enge, über viele Jahre gewachsene Freundschaft.

»Nein«, stimmte Kandutsch seinem Freund zu, »das gehört zu einer Tür, und zwar zu einer sehr alten Tür. Ich denke, unser Ausflug steht ab jetzt unter anderen Vorzeichen.« Als er mit dem Fuß in das Geröll stieß, raschelte es plötzlich. Kandutsch hatte eine

Kreuzotter aufgeschreckt, die nur wenige Meter neben ihm unter den Steinen gelegen hatte. Kreuzottern gehören zu den hochgiftigen, aber wenig aggressiven Schlangen. Mit einer Ausnahme ist ihr Biss nicht giftig.

Kandutsch bekam eine Gänsehaut. Er dachte an den schlimmsten Moment in seinem Leben vor dreißig Jahren zurück. Dennoch war seine Erinnerung daran so lebendig, als wäre es erst gestern geschehen. Jutta, seine Frau, hatte ihn als Liebesbeweis auf einer Tour ins Kärntener Dösental in den Hohen Tauern begleitet. Das Tal schloss mit einem der größten Blockgletscher der Alpen. Während Kandutsch damals, angetrieben von den Bergen, ihrer Geschichte und ihren Geheimnissen, am Törlkopf nach Mineralien und Fossilien suchte, hatte sich Jutta auf einer Wiese ins Gras gelegt. »Ich habe keine Lust, wie ein Hündchen hinter dir herzurennen. Geh du ruhig nur allein weiter und such deine Steine. Ich bleibe hier und warte auf dich. Lass dir Zeit.«

Drei Stunden später kam er zurück. Da lag Jutta bereits im Koma. Sie war von einer Kreuzotter gebissen worden, die sich im Gras versteckt hatte. Sie hatte, als wäre Jutta ihre Beute, voll zugebissen und damit zu viel Gift in den Körper ihres Opfers gepumpt. Handys gab es damals noch nicht. Also trug der eher schwächliche Kandutsch panisch seine Frau mit nahezu übermenschlicher Kraft den Berg hinunter ins Tal, fast eintausend Höhenmeter. Im Krankenhaus bekam Jutta das Gegengift. Der behandelnde Arzt hatte Kandutsch damals gesagt, dass sie ohne die Injektion vielleicht noch eine Stunde gehabt hätte. Danach wäre es zu spät gewesen.

Michael Wachtler schien die Gedankengänge seines Freundes zu erraten. »Ist doch damals alles gut gegangen, Georg. Komm, lass uns unsere Zelte aufbauen und dann graben. Wer weiß, was uns unter dem Geröll erwartet.«

Mit bloßen Händen warfen sie das Verschuttmaterial in die Schlucht, Meter für Meter. Bis zum Abend waren sie ein schönes Stück vorangekommen. In der Dämmerung saßen sie erschöpft vor ihren Zelten, tranken Tee und aßen zu Abend.

Wachtler rieb seine aufgerauten Hände. »Ziemlich anstrengend. Ich bin gespannt, wann wir auf etwas Interessantes stoßen und vor allem, auf was.«

Georg Kandutsch stand neben dem großen Blechtopf und nahm sich noch einen Teller Erbsensuppe. »Ich bin mir sicher, dass wir viel für dein Museum finden werden, Michael. Und vielleicht sogar mehr als nur das. Schließlich wissen wir, dass in dieser Gegend vor langer Zeit Gold abgebaut wurde. Warum sollen sich die Reste davon nicht genau unter uns befinden?«

Sara Gasser schüttelte den Kopf. »Unmöglich. Wo soll denn mitten in diesem Geröll ein Stollen sein? Die Geologie des Geländes passt einfach nicht dazu.«

Der alte Bergführer hielt einen Stein in der Hand, den er nachdenklich betrachtete. »Du irrst dich, Sara. Wenn es hier einen Stollen gibt, ist er Hunderte von Jahren alt. Überleg nur mal, wie sich das Klima seitdem verändert hat. Ich glaube, dass hier damals Mineralien abgebaut wurden. Eventuell wurde der Stollen von einer Lawine verschüttet. Es ist keine zehn Jahre her, dass das gesamte Geröllfeld noch unter dickem Gletschereis lag. Es ist wie beim Ötzi. Erst der Klimawandel entreißt den Bergen ihre jahrtausendealten Geheimnisse.«

Zwei Tage lang trugen sie das Geröll ab. Es war Michael Wachtler, der schließlich auf den Stollen stieß, der senkrecht in die Tiefe führte. »Ja!« Vor Freude stieß er einen Schrei aus. »Wir haben ihn gefunden! Freunde, das ist ein historischer Moment!«

»So wie damals in Busson«, sinnierte Georg Kandutsch, »im Fenillaz-Gang, die Speranza. Mein Gott, wie aufregend.«

»Und wie kommen wir da jetzt runter?« Sara Gasser warf einen Blick in das schwarze Nichts. »Das ist doch alles verfault und verfallen. In dieses Loch abzustiegen wäre purer Wahnsinn.«

Wachtler kramte ein Seil hervor. »Abenteurer und Gefahr sind Zwillingenbrüder. Wir gehen jetzt in diesen Stollen. Aber was das Seil angeht, Georg, hättest du tatsächlich das Risiko minimieren können. Schau nur, wie rissig es ist. Hoffentlich hält es. Was hast du bloß damit gemacht?«

Kandutsch blickte verlegen zu Boden. »Ich habe es ein paarmal als Abschleppseil genutzt. Tut mir leid, ein anderes hatte ich nicht.«

»An dir ist wirklich ein perfekter Bergführer verloren gegangen, Georg«, brummte Thaler grimmig. »Was soll's. Ich geh voran.« Am

Rande des Eingangs baute er einen Stand und begann, sich abzuseilen. Langsam ließ er sich in eine unbekannte Welt hinunter, die seit Jahrhunderten kein Mensch mehr betreten hatte. Vermoderte Spreizbalken behinderten ihn in seinem Abstieg. Sie mussten den Bergleuten damals als Treppe gedient haben, über die sie ohne Seil in die Tiefe gelangt waren. Doch in diesem Moment stellten sie für Thaler nichts als eine Bedrohung dar, da sie sich jederzeit lösen konnten.

Meter für Meter kam er voran. Wachtler, Gasser und Kandutsch standen mit hellen Taschenlampen am Rand des Stollens und leuchteten ihn aus. Die Wände waren perfekt geschrämt. Das Gestein musste mit Bergeisen und Fäusteln professionell ausgeschlagen worden sein, um einen schmalen Schlitz, den Schram, zu schaffen. Es war offensichtlich, dass hier vor langer Zeit Bergbau betrieben worden war.

Nach einigen Metern gingen Querstollen wie Stockwerke von dem senkrechten Hauptstollen ab. »Dieser Stollen ist lebensgefährlich!«, rief Thaler seinen Bergkameraden zu. »Wenn die alten Planken brechen, stürze ich ins Nichts. Immerhin bestätigt der stockwerkartige Aufbau meine Vermutung, dass wir uns in einem Goldstollen befinden. Die Querstollen müssen früher dazu gedient haben, das gefundene Material zwischenzulagern, um es nicht jedes Mal mühselig nach oben schleppen zu müssen.« Als er sich ein Stück weiter abseilte, touchierte das ramponierte Seil einen der morschen Spreizbalken. Das Holz löste sich mit lautem Krach und stürzte in die Tiefe, wobei es mehrere andere Spreizbalken mit sich riss.

»Vorsicht!«, schrie Wachtler.

Doch der alte Bergführer hatte seine Reflexe nicht verloren. Ohne nach oben zu blicken, rettete er sich mit einem Hechtsprung in einen Quergang. Nur Bruchteile von Sekunden später donnerten die Balken an ihm vorbei. Auf den Gesichtern der anderen spiegelte sich blankes Entsetzen wider. Am Rand des Eingangs stehend, hatten sie nicht genau sehen können, was sich unter ihnen abspielte.

»Wenigstens sind die Dinger jetzt weg!«, rief Thaler, als er aus dem kleinen Stollen, der ihm das Leben gerettet hatte, hervortrat.

Gossensaß, Dienstag, 5. Juli

Christine Alber hatte ihr schönsten Kostüm angezogen. Sie wusste, dass sie darin umwerfend aussah. Normalerweise hatte sie es nicht nötig, sich schick zu machen. Männer drehten sich scharenweise nach ihr um, egal, was sie trug. Doch heute stand zu viel auf dem Spiel. Da konnten Kleinigkeiten entscheiden. Und falls das Kostüm nicht ausreichen würde, den Banker zu überzeugen, hätte sie auch kein Problem damit, es für ihn nach Feierabend auszuziehen. Mit dieser Taktik hatte sie noch jeden gefügig gemacht.

Als Alber die kleine Bankfiliale betrat, eilte ihr Martin Reichegger lächelnd entgegen. »Frau Alber, schön, Sie endlich kennenzulernen. Kommen Sie, gehen wir in mein Büro.«

Sie folgte Reichegger, der in seinem grauen Einreihler aalglatt wirkte. Er war zwar nach objektiven Maßstäben gut aussehend, smart, sehr gepflegt, groß und sportlich, hatte aber keinerlei Ausstrahlung. Er war einer von den Typen, denen man begegnete und die man anschließend sofort wieder vergaß. Für Christine Alber war das von Vorteil, denn ein eitler Banker fiel sicherlich leicht auf zur Schau gestellte weibliche Attribute herein.

Reichegger bot seiner Kundin Kaffee an und ging, nachdem seine Sekretärin zwei Tassen gebracht hatte, zu einem großen Aktenschrank hinüber, der einen hochwertigen Eindruck machte. »Ich habe hier sämtliche Unterlagen von Ihnen.« Er holte mehrere Ordner heraus. »Bilanzen, Steuererklärungen, betriebswirtschaftliche Auswertungen, Statistiken. Und natürlich Ihre Kontoauszüge.« Er grinste breit. Vermutlich hörte er sich gern selbst reden. »Was kann ich also für Sie tun, Frau Alber?«

Sie beugte sich ein wenig vor, sodass er ihr besser in ihr tiefes Dekolleté schauen und ihre vollen Brüste bewundern konnte. »Ich plane größere Investitionen.«

»Investitionen? Welcher Art?«

Alber strich mit der Zunge über ihre Oberlippe. Eine erotische

Geste, die ihre Wirkung hoffentlich nicht verfehlen würde. »Ich plane eine Erweiterung meines Hotels. Auf dem Grundstück ist noch genug Platz für einen Anbau mit zusätzlichen Zimmern und einem zeitgemäßen Fitness- und Wellnessbereich. Natürlich mit Saunalandschaft und allem Pipapo. Zusätzlich muss im Haupthaus die Küche modernisiert werden. Wenn man heutzutage erfolgreich sein will, muss man mit der Zeit gehen. Ich habe schon eine Skizze und eine grobe Kalkulation gemacht. Wenn ich Ihnen das mal zeigen dürfte?« Die Hotelierin legte die Blätter, die sie schon aus der Tasche genommen hatte, auf den Tisch. »Ich rechne mit einer Gesamtinvestition von ungefähr drei Millionen Euro. Die Kosten für das Grundstück entfallen, da es mir bereits gehört.«

Der Banker betrachtete die Entwürfe interessiert. »Haben Sie die selbst gemacht?«

Alber sah Reichegger gespielt ängstlich an. »Warum fragen Sie? Sind die nicht gut?« Ihre Erfahrung hatte sie gelehrt, dass man bei Männern weiterkam, wenn man sich hilflos gab und so ihren Beschützerinstinkt weckte. »Ich habe mir wirklich Mühe gegeben.«

Der Bankier hob abwehrend die Hände. »Nein, nein, die Skizzen sind sehr gut. Auch Ihre Kalkulation ist auf den ersten Blick absolut realistisch. Man merkt, dass Sie betriebswirtschaftlich geschult sind.«

Alber lächelte in sich hinein. Na also, es lief doch bestens. Ihrem Charme konnte niemand widerstehen. Vor ihrem geistigen Auge sah sie bereits den fertigen Anbau vor sich. Wie lange hatte sie schon davon geträumt.

»... leider die Hände gebunden.«

Sie war so in ihre Gedanken vertieft gewesen, dass sie Reichegger einen Moment lang nicht zugehört hatte. »Entschuldigung, ich war einen Augenblick abwesend. Was haben Sie gesagt?«

Er sah seine Kundin mitleidig an. »Durch die neuen Eigenkapitalverordnungen von Basel II sind uns in den meisten Fällen die Hände gebunden. Ich nehme an, Sie haben davon gehört?«

Alber hatte keine Ahnung, wovon der Mann sprach. Sollte der Termin doch mit einem Misserfolg enden? Sie schüttelte den Kopf.

Der Kundenberater schob die Skizzen zu ihr zurück. »Abgesehen von den Regelungen von Basel II sprechen leider auch Ihre Zahlen und Trends gegen einen zusätzlichen Kredit. Die Buchungszahlen in Ihrem Betrieb sind seit Jahren rückläufig, inzwischen machen Sie sogar Verluste. Und falls Sie es vergessen haben sollten: Ihr gesamtes Hotel ist dermaßen mit Hypotheken belastet, dass es im Grunde ohnehin schon der Bank gehört. Und andere Sicherheiten können Sie nicht beibringen, nicht wahr?« Er wartete ihre Antwort nicht einmal ab. »So bedauerlich ich das persönlich auch finde, ich bin machtlos und kann Ihrem Wunsch nach einer Bankenfinanzierung nicht entsprechen. Auch nicht mit einem geringeren Volumen.«

Christine Alber war entsetzt. Mit allem hatte sie gerechnet. Dass es schwierig werden würde, dass man sie beschränken und ihre geplanten Investitionen kürzen würde, aber eine komplette Absage? Sie war verunsichert, und das kam wahrlich selten vor. »Aber ...« Sie konnte nur stammeln. Ohne die Erweiterung und Modernisierung würde sie bald am Ende sein. »Ich bin seit mehr als zwanzig Jahren Kundin bei Ihnen. Sie können mich jetzt doch nicht hängen lassen!«

Doch Reichegger zeigte kein Erbarmen. Im Gegenteil. Er wies sie darauf hin, dass sie in letzter Zeit immer häufiger mit ihren Ratenzahlungen in Verzug geraten war. »Wenn sich das nicht bald bessert, müssen wir Ihren Kredit leider kündigen. Wegen Basel II. Was rede ich, Basel II ... wegen Basel III! Sie verstehen? Bitte entschuldigen Sie mich jetzt, ich habe gleich einen Anschlussstermin. Wenn Sie Fragen haben, können Sie natürlich jederzeit gern auf mich zukommen.«

Frustriert und mit hängenden Schultern verließ Alber die Bank. Weder harte Fakten noch weiblicher Charme hatten ihr geholfen. Jetzt konnte sie nur noch ein Wunder retten.